

INTERVIEW

«Diese Soldaten lernen, dass ihr eigenes sexuelles Verlangen von Frauen erfüllt werden muss, und zwar um jeden Preis. Was macht das mit ihnen?»

Natürlich müssen wir heute schon darüber nachdenken, wie sich die Ukraine wieder aufbauen lasse, sagt die Konfliktforscherin Cynthia Enloe. Aber wer glaube, auf Krieg folge Frieden, liege falsch.

Esthy Baumann-Rüdiger, Michael Schilliger, NZZ 11.04.2023

Soldaten, Piloten, Generäle – der Krieg hat ein männliches Gesicht. Als Cynthia Enloe in den späten 1960er Jahren in Berkeley begonnen hat, zu Krieg und Militarisierung zu forschen, hat sie das nicht weiter hinterfragt.

Heute ist Enloe jene Konfliktforscherin, die ihr Feld mit einer einzigen Frage auf den Kopf gestellt hat: Wo sind eigentlich die Frauen? Was sie damit meint: Wir können Krieg und was er mit einer Gesellschaft macht, nicht verstehen, wenn wir die Frauen übersehen.

Cynthia Enloes Bücher tragen Titel wie «Bananas, Beaches and Bases» oder «The Morning After». Sie klingen nach amüsanter Lektüre, bergen aber Fragen, die den Blick auf Krieg fundamental verändern: Gibt es einen Frieden ohne Militär? Ist sexuelle Gewalt im Krieg wirklich unvermeidbar? Und wie kann eine Gesellschaft nach schrecklichen Kriegsverbrechen wieder heilen?

Cynthia Enloe, Sie übten 50 Jahre lang starke Kritik an der Militarisierung der Gesellschaft. Nun aber leben wir in einer Zeit, in der selbst linke Pazifisten zu Panzerexperten geworden sind und wir uns Livestreams vom Schlachtfeld ansehen. Der Krieg zieht uns geradezu in seinen Bann. Hat Sie das überrascht?

Nun, ich war von mir selbst überrascht. Ich lese ja auch jeden Morgen gebannt die Berichte von den Schlachtfeldern im Osten. Ich streiche die Zeitung an, bis meine Partnerin darin gar nichts mehr lesen kann.

Packt uns der Krieg so sehr?

Wir Menschen lieben Erzählungen. Und wenn wir einen gewalttätigen Konflikt in Narrativen beschrieben erhalten, fühlen wir uns durch die – manchmal überfordernde – Weltgeschichte geführt. Das hat ja auch etwas Gutes. Wir bleiben aufmerksam. Und es ist auch gar nicht so neu. In Sarajevo konnten wir im Fernsehen mitverfolgen, wie die Sniper auf jene Strasse schossen, auf der die Menschen flohen.

Das Ausmass, in dem jeder jetzt ein Panzerexperte geworden ist, ist trotzdem irgendwie bizarr.

Ich bin nicht fasziniert von Waffen, aber auch ich habe mich über sie schlau gemacht. Ich habe die Unterschiede zwischen einer Haubitze und einer Javelin studiert. Nicht, weil ich vorhabe, jemals selbst eine in der Hand zu halten, oder weil ich in Rüstungsfirmen investiere. Sondern weil jede Waffe eine andere Geschlechterpolitik hat.

Sie meinen, es gibt weibliche und männliche Waffen?

Bereits für mein erstes Buch, «Does Khaki become you?», habe ich die Geschichte der Frauen in Rüstungsfabriken studiert. Ich interessiere mich nicht für Waffentechnik, sondern dafür, wie Waffen hergestellt und wie sie verwendet werden. Nehmen wir eine moderne Waffe wie die Javelin . . .

. . . eine Panzerabwehrlenkwaffe, die ein einzelner Soldat auf der Schulter abfeuert.

Konfliktforscherin Cynthia Enloe

PD

Genau. Raytheon, der Hersteller der Javelin, präsentiert sich auf seiner Website bewusst mit Bildern von Frauen, die in die Kamera lachen. Wieso? Die Javelin hat viel Elektronik, sie erfordert eine empfindliche Verdrahtung. Nun denkt das mittlere Management in einem Industrieunternehmen noch immer, dass Frauen feinmotorischer seien als Männer. Deshalb sehen Sie in einer Rüstungsfabrik, wo Javelins hergestellt werden, die meisten Frauen in den Verkabelungsabteilungen. Bei Haubitzen hingegen geht es nicht um Verkabelung. Ich habe einmal einen Fotoessay über die Herstellung von Haubitzen gesehen, und dort sah man fast nur Männer arbeiten.

Geschichten über Waffensysteme und Panzer interessieren die Leute nun mal.

Ich wüsste gerne, wer diese Panzergeschichten anklickt. Wer meint, das wissen zu müssen? Meine Vermutung ist, dass die Mehrheit der Panzer-Leserschaft männlich ist. Aber was wichtig ist: Auf diese Weise wird jeder militarisiert. Auch ein friedlicher Schweizer Leser.

Militarisierung ist in Ihrer Arbeit ein Schlüsselbegriff. Was meinen Sie genau, wenn Sie von Militarisierung sprechen?

Militarisierung ist ein subtiler Prozess. Ich meine damit nicht, ob jemand ein Gewehr auf sich trägt. Es geht nicht darum, ob Sie jemals jemanden erschossen haben oder am Fließband stehen und Haubitzengranaten herstellen. Die meisten hochmilitarisierten Menschen sind Zivilisten.

Wann ist man denn militarisiert?

Das lässt sich mit ein paar Fragen einfach herausfinden. Etwa: Glauben Sie, dass die Welt heute für viele Menschen ein gefährlicher Ort ist?

Das zu glauben, kann unter gewissen Umständen sinnvoll sein.

Klar. Wenn Sie eine Frau sind, die Kinder im Norden Ugandas grosszieht, wären Sie verrückt, die Welt nicht für einen gefährlichen Ort zu halten. Aber es gibt eine Alternative: Die Welt als kreativen Ort zu sehen, als Ort der Zusammenarbeit. Fragen Sie sich auch: Glauben Sie, dass ein Land ohne Militär ein echter, mündiger Staat sein kann? Glauben Sie, dass ein junger Mann, der dem Militär beitrifft, männlicher wird? Ist die Anwendung von Gewalt zur Lösung von Konflikten unvermeidlich? Und schliesslich: Finden Sie es naiv zu glauben, dass wir jemals Frieden haben können auf der Welt?

In Ihren Vorträgen betonen Sie immer wieder, dass Naivität mit Weiblichkeit verbunden sei.

Achten Sie einmal darauf, wer wann als naiv bezeichnet wird. Tatsächlich sind es meistens Frauen. Und wenn ein Mann einen anderen Mann als naiv bezeichnet, feminisiert er ihn, er diskreditiert ihn. Und genau so kann diese Naivität militarisiert werden: indem uns zum Beispiel gesagt wird, dass die Vorstellung von einem Frieden ohne Militär naiv sei.

Nun würde wohl aber sogar der pazifistischste Ukrainer sagen: Frieden ohne Militarisierung ist nicht möglich. Die Ukrainer würden von den Russen einfach deportiert, umgebracht werden, die Nation würde ausgelöscht werden.

Das mag stimmen. Ich bin auch nicht gegen die Waffenlieferungen an die ukrainische Regierung. Das würde sich arrogant anfühlen. Wer zum Teufel bin ich, einer Gesellschaft, die einem aggressiven, gewalttätigen Angriff ausgesetzt ist, zu sagen, sie dürfe sich nicht verteidigen? Deswegen habe ich aber meine pazifistischen Überzeugungen nicht über Bord geworfen.

Wie geht das zusammen?

Dieser Krieg ist unverhohlen aggressiv. Putin wirft Bomben auf die Zivilbevölkerung. Natürlich muss man sich verteidigen. Deswegen muss man Menschen in militärischen Rollen aber nicht als Kern der Nation verherrlichen. Man kann Selbstverteidigung unterstützen und trotzdem der Meinung sein, dass eine Frau, die eine Essensausgabe offen hält, oder eine Frau, die Menschen in Kellern mit Essen versorgt, die eigentlichen Helden des Kriegs sind.

Das klingt, als wäre die humanitäre und soziale Arbeit im Krieg wichtiger als die Landesverteidigung.

Man muss das nicht gegeneinander ausspielen. Im Gegenteil. Herrscht Krieg, heisst es immer: Wir können uns jetzt gerade nicht um soziale Gerechtigkeit kümmern. Wir machen das später. Oder: Zuerst müssen wir nach dem Erdbeben aufräumen, dann werden wir uns auch um die Sicherheit der Frauen kümmern. Aber nur weil ein grausamer Krieg im Gange ist, dürfen wir doch nicht damit aufhören, uns über Gewalt gegen Frauen Gedanken zu machen.

Eine Ihrer Hauptthesen lautet, dass wir Frauen ernst nehmen müssen, um bessere Politik und letztlich einen besseren, nachhaltigeren Frieden zu erzielen. Was bedeutet das im Falle der Ukraine?

Wir diskutieren jetzt schon über den Wiederaufbau. Die Führungskräfte von Bauunternehmen, Lebensmittelunternehmen oder Waffenherstellern – ich vermute, auch jene von Schweizer Unternehmen – denken: Wie können wir uns am massiven Wiederaufbau der Ukraine beteiligen? Das ist gut. So war es auch in Bosnien. Doch niemand hat damals die Frage gestellt, ob bei der Planung von Wohnungen beide Geschlechter berücksichtigt werden. Der Wohnungsbau wird auch in der Ukraine eine der Hauptaufgaben des Wiederaufbaus sein. Bauen wir also so, dass Mütter mit Kinderwagen Rampen hinauffahren können, anstatt die Kinderwagen die Treppen hochtragen zu müssen? Wird eine Architektin, die an die Anliegen von Frauen denkt, mit am Tisch sitzen?

Studien von Forscherinnen wie Desirée Nilsson oder Jana Krause zeigen: Mit mehr Frauen in Friedensprozessen haben die erreichten Einigungen länger Bestand. Wie erklären Sie sich das?

Es kommt natürlich auch bei den Frauen darauf an, wer am Tisch sitzt. Es braucht nicht die Tochter des Milizenführers, die sich für dessen Partikularinteressen einsetzt. Es braucht zivilgesellschaftliche Aktivistinnen, die Frauen unterstützt haben, welche während des Krieges sexuell missbraucht wurden. Es braucht Frauen, die dafür gesorgt haben, dass Krankenhäuser während des Krieges offen blieben. Sie alle verfügen über Wissen, das sonst fehlt, das aber für einen nachhaltigen Frieden entscheidend ist. Und um die Wahrheit zu sagen . . . Ich glaube, Frauen sind oft viel realistischer.

Sie haben gezögert, das zu sagen.

Ich halte nicht viel von groben Verallgemeinerungen. Frauen können ideologisch sehr unterschiedlich sein. Es gibt Frauen, die in Ungarn für Orban stimmen, der Frauenrechte beschneidet. Aber letztlich glaube ich, dass Frauen besser wissen, wie chaotisch es ist, ein soziales Gefüge neu zu weben. Ich meine, man muss sich wirklich überlegen, wie man Gehwege beleuchtet, damit sich Frauen nachts sicherer fühlen, oder wie sie gebaut werden, damit ein Kinderwagen darüber manövriert werden kann. Und erfahrungsgemäss überlegt sich das ein Bauunternehmer selten.

Seit 2000 ist die Uno-Resolution 1325 in Kraft. Sie hält fest, dass in Verhandlungen nach dem Krieg sexuelle Gewalt gegen Frauen als Kriegsverbrechen angeklagt werden kann. Und dass Frauen in Verhandlungen integriert werden sollen. Wenn wir uns nun den Krieg in der Ukraine vor Augen führen: Ist das nicht einfach diplomatisches Blabla ohne Konsequenz?

Die Resolution war revolutionär. Kriegsgewalt gegen Frauen kann seither nicht mehr als ein natürlicher Teil des Krieges behandelt werden. Sexuelle Gewalt gegen Frauen im Krieg muss nun als etwas Politisches betrachtet werden. Und dass Frauen in alle Schritte des Waffenstillstands, des Friedensschlusses und des Wiederaufbaus nach dem Krieg einbezogen werden, verändert das Bild von Frauen.

Ist das nicht einfach Kosmetik?

Nein. Zuvor war es einfach, Frauen als Opfer zu sehen. Opfer haben keine Ideen, sie sind einfach Menschen, die einem leidtun. Aber wenn Frauen am Verhandlungstisch Platz nehmen, sind sie keine Opfer mehr. Genau das fordert die Resolution. Es reicht nämlich nicht, dass wir einfach den Anteil der Frauen bei den Friedenssoldaten etwas erhöhen.

Bleiben wir mal bei diesem Gedanken, den Anteil von Frauen in Armeen zu erhöhen. Glauben Sie tatsächlich, dass dies Krieg weniger grausam machen würde und beispielsweise sexualisierte Gewalt gegen Frauen verringern würde?

Das hängt davon ab, ob die Militärkultur so militarisiert und maskulinisiert bleibt, wie sie es derzeit ist. Es könnten 20 Prozent einer jeden militärischen oder friedenserhaltenden Truppe aus Frauen bestehen – und es ändert sich dennoch nichts an der Kultur. Den höchsten Anteil an Frauen in Uniform hat das israelische Militär.

Im israelischen Militär gibt jede dritte Frau an, schon einmal sexuell belästigt worden zu sein.

Genau. Und wenn man sich dort anschaut, wer zu den Special Forces kommt, wer Chef des Generalstabs wird oder zum Verteidigungsminister ernannt wird, sieht man: Die Frauen sind praktisch ausgenommen.

Gleichzeitig zeigt das Militär – und gerade auch der Krieg – die körperlichen Grenzen von Frauen auf. Das israelische Militär verzeichnet eine verletzungsbedingte Ausfallquote von fast 50 Prozent bei Frauen. Zeigt der Krieg nicht, dass eine absolute Gleichstellung der Geschlechter eine Illusion ist?

Das ist das sogenannte «Push-up-Argument»: Frauen sollen im Bootcamp der Grundausbildung gleich viele Liegestützen machen müssen wie die Männer. Für mich ist das ein vorgeschobenes Argument. Damit hat man früher auch versucht, Frauen aus den Feuerwehren und den Polizeikräften herauszuhalten. Und heute zeigen dort viele Frauen, dass sie den Job genauso gut machen.

Es ist doch aber nicht von der Hand zu weisen, dass eine gewisse Fitness und Körperlichkeit im Militär unabdingbar ist – und Männer da im Vorteil sind.

Natürlich gibt es viele Männer im Militär, die körperlich sehr fit sind. Aber auch im Militär gibt es sehr verschiedene Aufgaben. Und ein grosser Teil des militärischen Daseins besteht heute darin, vor einem Computer zu sitzen. Man trägt nicht das ganze Militärleben lang einen 20-Kilo-Rucksack und marschiert.

Wenn es um die Wehrpflicht für Frauen geht, sind sich aber auch Feministinnen nicht einig.

Das stimmt natürlich, Feministinnen sind keine homogene Masse. Ich persönlich will nicht, dass eine Regierung das Militär als Weg zur Gleichstellung darstellt, ganz zu schweigen von Gleichberechtigung. Ich möchte, dass Menschen in Kindertagesstätten ein Weg zur Gleichberechtigung sind. Ich möchte, dass Menschen, die Museen leiten, ein Weg zur Gleichberechtigung sind. Aber trotzdem nehme ich die Erfahrungen der Frauen im Militär ernst.

In der Ukraine durften Männer von einem Tag auf den anderen das Land nicht mehr verlassen. Ist es nicht interessant, wie der Krieg gewissermassen zu der Situation geführt hat, dass auch die Männer plötzlich keine Kontrolle mehr über ihren Körper hatten?

Durchaus. In der Schweiz kennen Sie das ja. Es nennt sich Wehrpflicht. Jede Regierung, die eine Wehrpflicht für Männer hat, signalisiert damit eigentlich: Wir glauben nicht, dass die meisten Männer freiwillig ins Militär wollen. Sie wollen lieber einen Job in einer Technologiefirma und Geld verdienen.

Eigentlich müsste Ihnen das gefallen: Viele Regierungen haben die Wehrpflicht nach dem Ende des Kalten Krieges abgeschafft .

Ja, die amerikanische. Aber sie tat das, weil der Vietnamkrieg so unpopulär war und sich die Wähler der Mittelschicht dagegen zu wehren begannen, dass auch ihre Söhne eingezogen wurden.

Ihr Bruder wäre fast eingezogen worden für den Vietnamkrieg.

Ja, aber er wollte unter keinen Umständen in den Krieg. Also meldete er sich freiwillig, noch bevor er hätte eingezogen werden können. Er ging zur Küstenwache. Einerseits, weil er Schiffe liebt. Andererseits war es zu jenem Zeitpunkt so, dass die Küstenwache noch nicht nach Vietnam geschickt wurde.

War Ihre Familie antimilitaristisch?

Ich glaube, die Haltung meines Bruders war eher eine Art Abwehrreaktion auf meinen Vater.

Ihr Vater diente im Zweiten Weltkrieg.

Mein Vater war Arzt, und er meldete sich freiwillig. Er war in den 1930er Jahren in einer medizinischen Fakultät in Deutschland gewesen, er sprach Deutsch. Dann kämpfte er mit den Gurkhas, den nepalesischen Soldaten, in Burma und Nordindien. Ich glaube nicht, dass er meine Mutter um Erlaubnis gefragt hat. Auf einmal war sie eine alleinerziehende Mutter für zwei sehr kleine Kinder.

Hatten Sie damals Angst vor dem Krieg?

Nein. Der Krieg hat in erster Linie meine Neugierde geweckt. Das hat hauptsächlich mit den Geschichten meines Vaters zu tun, mit denen ich aufgewachsen bin. Sie haben meine Neugierde geweckt. So findet ja Militarisierung in der Familie meistens statt: Die Väter erzählen ihren Kindern später über den Krieg.

Ihre Mutter redete nicht darüber?

Ich wusste das damals nicht, aber meine Mutter führte ein Tagebuch. Sie hat es mich später einmal lesen lassen. Sie beschrieb darin nicht alles, sie war eine diskrete Person. Und ich glaube, Frauen erzählen grundsätzlich selektiver. Ihr Tagebuch hatte fünf Tage auf einer Seite: den 2. Dezember 1940, den 2. Dezember 1941, den 2. Dezember 1942 und so weiter. Es war das erste Mal, dass ich über ihren Zweiten Weltkrieg nachdachte. Das war der Ausgangspunkt für mein erstes Buch.

Was haben Sie im Tagebuch Ihrer Mutter gelernt?

Mir wurde bewusst, dass die US-Regierung den Zweiten Weltkrieg nicht hätte ohne die Frauen führen können. Wie sehr alles davon abhängig war, dass sich die Regierung auf Millionen von Frauen verlassen konnte, die unbezahlte Arbeit einer alleinerziehenden Mutter übernehmen – zumindest für einige Jahre.

Begannen Sie deswegen über Frauen im Krieg zu forschen?

Das tat ich lange gar nicht. Ich studierte zuerst die ethnische Zugehörigkeit in verschiedenen Armeen, den Rassismus im Militär. Irgendwann fragte mich ein Schüler: «Und was ist mit den Frauen?» Ich wusste es nicht. Aber es hat mich neugierig gemacht. Etwa zur gleichen Zeit entdeckte ich die Tagebücher meiner Mutter. Ich begann, sie zu lesen, und ich las nicht nur über meine Mutter. Ich las über eine weisse Frau aus der Mittelschicht, eine gebildete Frau. Sie hatte das grosse Glück, in ihrer Generation die

Universität besuchen zu können. Ich begann, mich für Frauen zu interessieren. Ich fing an, Fragen zu stellen über Macht und über Geschlecht. Und über Militarisierung, nicht nur über das Militär. Und Sie kennen das: Wenn man anfängt, eine neue Frage zu stellen, kann man nicht mehr damit aufhören. Plötzlich sieht man das Thema überall und fragt sich: Warum schreiben nicht alle darüber?

Was bedeutet denn Krieg für die Frauen in einer Gesellschaft?

Frauen sind in all ihrer Vielfalt anders als Männer. Und deshalb sind die Kriege von Frauen nicht die Kriege von Männern.

Wie meinen Sie das?

Der Krieg vernichtet mehr Arbeitsplätze von Frauen als von Männern. In der Ukraine haben wir den Fall, dass vor dem Krieg mehr als die Hälfte der ukrainischen Haushalte vom Einkommen der Frau abhängig waren. Das ist ein enorm hoher Wert. Normalerweise sehen wir am Ende eines Krieges solche Werte. Zudem sind in der Ukraine vor dem Krieg 60 Prozent der Frauen einer bezahlten Arbeit nachgegangen.

Ist es nicht erstrebenswert, viele erwerbstätige Frauen zu haben?

Sicher, aber ein Haushalt, in dem die Frau das Geld nach Hause bringt, ist im Krieg noch gefährdeter als sonst, zu verarmen. Im Krieg wächst die unbezahlte Arbeit, die Frauen erledigen, exponentiell. Gleichzeitig sind Frauen in den gefährdetsten Sektoren beschäftigt: Wenn eine Schule bombardiert wird, ist das aus vielen Gründen furchtbar. Aber einer davon ist, dass viele Lehrerinnen ihre Arbeit verlieren. Der Krieg erhöht auch die Scheidungsrate, die Zahl der alleinerziehenden Mütter steigt, und er steigert die Zahl der Frauen, die sexuelle Übergriffe erlebt haben. Frauen sind verwundbarer. Körperlich, aber auch wirtschaftlich.

Aber wenn die Männer in den Krieg ziehen, müssen doch oft die Frauen einspringen. In den Fabriken zum Beispiel während des Zweiten Weltkriegs.

Ja, es gibt diese Erzählung, die zunächst nach einer Win-win-Situation klingt: Die Arbeitsplätze in den Industriegesellschaften gehen im Krieg nicht verloren, und Frauen bekommen gut bezahlte Jobs. Krieg nützte den Frauen, heisst es.

Die amerikanische Regierung hat im Zweiten Weltkrieg eine Kampagne gestartet und Frauen für die Fabriken angeworben.

Die entsprechenden Propagandaplakate nannte man «Rosie the Riveter»-Kunst. Rosie the Riveter war diese Frau mit den hochgekrempelten Ärmeln, die ihren Bizeps zeigte. In den Kinos liefen Werbefilme mit der Botschaft: «Du bist eine Patriotin und trägst zu den Kriegsanstrengungen bei, indem du Panzer schweisst.» Tatsächlich war das für viele Frauen auch die erste bezahlte Arbeit. Und viele afroamerikanische Frauen, die zuvor in Cafeterien oder auf Feldern gearbeitet hatten, erhielten bessere Arbeit. Aber die «Rosie the Riveter»-Geschichte wird nie wirklich zu Ende erzählt.

Wieso?

Noch vor dem offiziellen Kriegsende begannen die Regierungen, sich um die Zukunft der Männer zu sorgen. Was ist, wenn diese nach ihrem patriotischen Dienst an ihren

Arbeitsplatz zurückkehren wollen? Was also tat die amerikanische Regierung ab 1944? Sie startete eine Kampagne, um Frauen davon zu überzeugen, ihre Industriearbeitsplätze zu verlassen. Die «Rosie the Riveter»-Geschichte muss also bis 1947 weiterverfolgt werden: Dann wurden die Frauen wieder aus den bezahlten Industriebeschäftungen verdrängt. Ab 1944 wurden in den Kinos Filme gezeigt, in denen sich Kinder am Herd verbrannten, weil sie allein gelassen wurden. «Verlasse deinen bezahlten Job und sei eine gute Nachkriegsmutter. Geh nach Hause», hiess es dann. Dennoch hält sich der Mythos in der Gesellschaft, dass der Krieg gut für Frauen ist, weil sie Jobs bekommen, die sonst nur Männern vorbehalten waren. Doch am Ende des Krieges wurden sie alle vertrieben.

Trotzdem würde diese Geschichte diejenigen bestärken, die argumentieren, dass Krieg in der Vergangenheit immer wieder zu einem gewissen Fortschritt geführt hat.

Ich denke nicht, dass Krieg ein Beschleuniger von Fortschritt ist. Das behaupten bloss diejenigen, die die «Rosie the Riveter»-Geschichte nur bis 1943 erzählen und dann ignorieren, dass in der Nachkriegszeit wieder die patriarchale Normalität reinstalled wurde. Ich bin überzeugt: Gäbe es keinen Krieg, würde Fortschritt mindestens so schnell geschehen. Wir brauchten keinen Zweiten Weltkrieg, um den Radar zu erfinden.

Heute bleiben die Frauen ja nicht einfach in den Fabriken. Sie dienen auch in den Armeen als Soldatinnen. Was passiert mit einer Gesellschaft, wenn auch Frauen in den Krieg ziehen?

Sie gingen immer schon in den Krieg. Der Krieg betrifft ja die ganze Gesellschaft.

. . . wenn Frauen an die Front müssen.

Was meinen Sie mit «Front»? Meinen Sie eine 67-jährige Frau, deren Haus soeben zerbombt wurde? Sie würde Ihnen sagen, sie sei näher an der Frontlinie als jeder Soldat. Entschuldigen Sie, da spricht die Lehrerin in mir.

Dann fragen wir anders: Der Krieg führt dazu, dass Tausende von Menschen innerhalb weniger Monate jemanden töten. Früher hatte man da vor allem Männer, die das Töten lernten, die sich daran gewöhnt hatten. Nun auch die Frauen.

Im ukrainischen Militär hatte es vor Kriegsbeginn zwar über 22 Prozent Frauenanteil, aber Sie müssen sich anschauen, wer in der Infanterie eingesetzt wird, in den Panzerdivisionen und bei den Kampfflugzeugen. Die Tötenden sind immer noch überwiegend männlich.

Aber auch wer nicht tatsächlich tötet, wurde doch zum Töten ausgebildet. Was passiert, wenn diese Menschen nach Hause kommen?

Wir wissen aus anderen Kriegen, dass viele Männer, die zum ersten Mal in ihrem Leben jemanden getötet haben oder dazu ausgebildet wurden, traumatisiert sind. Viele dieser Männer kommen nach Hause und brauchen intensive psychologische Betreuung. Und wer sorgt gewöhnlich dafür? Die Freundinnen, die zu Hause geblieben sind, die Ehefrauen, die die Kinderbetreuung übernommen haben, oder die Mütter. Aber die Regierungen? Sie mussten schon dazu gedrängt werden, überhaupt zuzugeben, dass es ihre Soldaten traumatisieren wird, wenn sie sie zum Töten entsenden. Und was glauben Sie, passiert hinter verschlossenen Türen, wenn diese traumatisierten Männer

zurückkehren? Wir wissen zum Beispiel, dass häusliche Gewalt nach einem Krieg zunimmt.

Auch Vergewaltigungen häufen sich im Krieg. Bei den Vergewaltigungswellen der Roten Armee in Berlin nach dem Zweiten Weltkrieg gab es Beweise dafür, dass die Kommandanten selbst von den Übergriffen überrascht wurden. Sie hatten geglaubt, die russischen Soldaten würden von deutschen Frauen eher angewidert sein, als sich an ihnen zu vergreifen. Dann stellten sie fest, dass sie ihre Soldaten nicht mehr kontrollieren konnten.

Aber wie konnten sie denn diese Kontrolle verlieren? Wie kommt es, dass die Männer, die in Berlin sexuelle Übergriffe begangen haben, Männer der Roten Armee blieben und nicht vor ein Kriegsgericht gestellt wurden? Im Militär lernt man, das zu tun, was der Offizier einem vorschreibt. Kommandeure behaupten zuerst: «Wir haben die Kontrolle, wir sind die Strategen, wir geben die Befehle.» Und dann sagen sie plötzlich: «Wir können sie nicht kontrollieren.» Das ist eine Verzichtserklärung, die auf diesem Satz basiert: «Boys will be boys» – Männer tun halt, was Männer tun. Dieser Satz bedeutet aber auch, dass ich keine Kontrolle habe. Wohlgedenkt, im Militär! Dabei geht es in der Militärkultur fast ausschliesslich um Problemkontrolle.

Viele Erklärungen für Krieg gründen auf der Annahme, dass der Mensch schlecht und ohne Kontrolle ist. Sie sagen etwas anderes.

Ja, das ist die bekannte Haltung: «Krieg ist unvermeidlich.» Aber wissen Sie was? Das ist faule Politikwissenschaft. Wenn man sagt, die menschliche Natur sei nun mal kämpferisch, konfliktreich und selbstsüchtig, dann nimmt man alles vom Tisch, was man eigentlich studieren und erforschen sollte. Denn wenn man sagt, dass etwas «natürlich» ist, dann muss man es nicht erforschen. Und wenn man sagt, dass etwas «natürlich» ist, dann muss man niemanden zur Rechenschaft ziehen. So funktioniert Rassismus, so funktioniert Sexismus, so funktioniert Homophobie.

Wenn Sie nun aber sagen, dass sexuelle Gewalt im Krieg vermeidbar ist, dann müsste es Beispiele geben.

Genau. Es gibt eine Menge von Studien darüber, etwa von Elisabeth Wood an der Yale University. Sie zeigen, dass nicht alle bewaffneten Gruppen vergewaltigen und sich das Ausmass des sexuellen Fehlverhaltens zwischen den Militärs stark unterscheidet. Das sieht man auch bei internationalen friedenserhaltenden Operationen. Wir wissen zum Beispiel von Frauen im Südsudan, dass sie unterscheiden: Sie wissen ganz genau, welche Soldaten sich daneben benehmen und welche sich korrekt verhalten, vor welchen Männern sie keine Angst haben müssen und vor welchen sie ihre Töchter beschützen müssen. Die gängige Aussage «Boys will be boys» stimmt also nicht. Aus den französischen Kriegen in Indochina und dem amerikanischen Krieg in Vietnam wissen wir auch, dass es dort sehr viel weniger Beweise für sexuelle Übergriffe gab. Es gibt also durchaus Beispiele von militärischen Operationen, wo Vergewaltigungen kein System hatten.

Eine Täterbefragung in Kongo kam 2014 zum Schluss, dass es bei Vergewaltigungen im Krieg nicht nur um Lust geht, sondern um Macht und Dominanz. Wie also verhindert man diese Übergriffe?

Es hängt von den höheren und mittleren Offizieren ab. Wir reden hier nicht nur über Generäle. Wir sprechen von Unteroffizieren und Gefreiten im Rangsystem, die wirklich

daran glauben müssen, dass Soldaten im Krieg diszipliniert sein sollten und dass sexuelle Übergriffe nicht gut für die Moral sind. Dies hat übrigens auch mit Prostitution im Krieg zu tun.

Inwiefern?

Viele Armeen haben eine organisierte Prostitution, die die Moral der Soldaten fördern soll. Das ist auch so ein gängiges, unhinterfragtes Narrativ: Die Männer haben demnach einen natürlichen Sexualtrieb, der nicht kontrolliert werden kann, und wenn man ihn zerstört, zerstört man die Moral. Und deshalb muss man entweder sexuelle Übergriffe auf zivile Frauen «zulassen», oder man muss ein Bordellsystem einrichten. Als ob dieses Bordellsystem nichts mit Vergewaltigung zu tun hätte. Man tut so, als ob all die Frauen freiwillig dort wären, um Geschlechtsverkehr mit Soldaten zu haben. Ein Soldat kann also im Militärbordell gewesen sein, aber erst wenn er danach die Tochter eines Bauern vergewaltigt, dann gilt es als sexueller Übergriff.

Sie sagten in Ihrer Arbeit, dass von der Armee institutionalisierte Prostitution Vergewaltigungen von Zivilistinnen eher fördert als verhindert.

Das US-Militär hatte ein Prostitutionssystem in Hawaii im Zweiten Weltkrieg, in einer Strasse namens Hotel Street. Auch rund um die grossen US-Stützpunkte auf den Philippinen ist die Prostitution weit verbreitet. Bestimmt haben sich die höheren Befehlshaber und ihre zivilen Vorgesetzten vorgestellt, dass die Einrichtung eines Prostitutionssystems verhindern werde, dass die männlichen Soldaten einheimische Frauen vergewaltigen. Ich bezweifle, dass diese These aufgeht. Viele dieser Soldaten sind junge Männer, die gerade lernen, was es heissen soll, ein ehrenwerter Mensch zu sein. Und nun lernen sie, dass ihr eigenes sexuelles Verlangen von Frauen erfüllt werden muss, genau, muss, und zwar um jeden Preis. Was macht das mit ihnen?

In der Ukraine hörte man gar von Telefonaten, in denen russische Ehefrauen ihren Männern «erlaubten», ukrainische Frauen zu vergewaltigen.

Erinnern wir uns daran, was es bedeutet, militarisiert zu sein. Die anderen Menschen, gegen die man im Krieg kämpft, sind nicht einfach nur anders als man selbst, sie sind Bedrohungen. Sie sind Feinde. Sie sind gar keine richtigen Menschen. Sie sind hassenswert. Das ist das Resultat der Militarisierung. Frauen können genauso militarisiert werden wie Männer. Das kann dazu führen, dass eine Frau die Augen verschliesst vor den sexuellen Übergriffen ihres eigenen Mannes.

Selbst im Krieg in der Ukraine scheint es grosse Unterschiede bei der Anzahl der sexuellen Übergriffe zu geben.

Der grösste Teil der sexuellen Gewalt, über die berichtet wird, wird von männlichen russischen Soldaten an zivilen ukrainischen Frauen verübt. Das ist unter anderem, was der Internationale Strafgerichtshof und die ukrainischen Ermittler derzeit untersuchen. Es ist aber nicht so, dass die Ukraine zuvor ein gewaltfreier Raum war. Bereits vor dem Krieg waren viele ukrainische Feministinnen alarmiert über die häusliche Gewalt in ihrem Land. Nun sorgen sie sich, dass der Krieg diese noch verstärken wird.

Das bedeutet, dass auch nach dem Krieg die Gewalt weitergehen dürfte, also in Friedenszeiten – in der Normalität.

Wir sind da wirklich sehr ignorant: Wir halten Frieden für Normalität, und Normalität ist die Rückkehr zu dem, was auch immer vor dem Krieg war. Vielleicht aber war das eine schreckliche Gesellschaft. Vielleicht war es eine klassenlose, ungleiche oder rassistische Gesellschaft. Aber immerhin: Sie sah nach Frieden aus. Wenn man Gesellschaften wirklich heilen will, muss man sie besser machen. Man muss sie bewusster machen. Man muss sie ehrlicher machen.

Wir glauben, dass auf den Krieg der Frieden folgt. Ist das die richtige Vorstellung?

Wissen Sie, bei mir gibt es nicht einfach «Krieg und Frieden». Ich interessiere mich vor allem für Post-War, für die Nachkriegszeit, also die Zeit, in der die grossen Waffen verstummt sind. Die Nachkriegszeit ist eine Zeit, in der es so aussieht, als gäbe es keine Kämpfe mehr, aber der Krieg lebt in den Beziehungen der Familien, in der Nachbarschaft und in den Gemeinden weiter. Ein Kapitel meines nächsten Buches heisst: «Die Nachkriegszeit dauert Generationen». In dieser Zeit ist jede Frage vom Krieg geprägt: Wer wird vor Gericht gestellt? Wer erzählt welche Geschichten am Esstisch? Wer schweigt? Eine Essaysammlung zum Bosnienkrieg trägt den Titel «The peace that is not». Sie wurde gerade erst veröffentlicht, mehr als 25 Jahre nach dem Friedensabkommen von Dayton. Sie zeigt: Das Land ist noch heute vom Krieg durchsetzt.

Ist der Pazifismus einfach eine Art Luxus, den man sich im Westen lange leisten konnte?

Keineswegs. Ich sehe Frieden nicht als Luxus an, und ich betrachte das Eintreten für den Frieden nicht als Luxus. Das wäre elitär. Es würde bedeuten, dass eine arme Bäuerin in Äthiopien keinen Zugang zum Frieden haben kann, weil Frieden nur dort möglich ist, wo man ein hohes Bruttoinlandprodukt hat. Und das wäre ziemlich arrogant.

Dennoch: Die Zeiten dafür, überzeugte Pazifistin zu sein, waren schon besser.

Ich bin nicht leichtsinnig, und ich sehe das Leben auch nicht als eine Schale voller Kirschen. Aber ich weigere mich, mich entmutigen zu lassen. Dann gewinnen die Militaristen. Ich bin in dieser Hinsicht stur hoffnungsvoll. Meine Hoffnung auf Frieden ist nicht unrealistisch. Sie ist nicht naiv. Sie ist nicht versunken. Sie ist entschlossen.